



Shobhaa De

Wie die Erinnerung es will

Deutsch von
Uschi Gnade

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Shobhaa De
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Glitzernacht (24567)
Regen in Bombay (24603)



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1278
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Deutsche Erstausgabe
September 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1998 Shobhaa De

Titel der indischen Originalausgabe:
›Selective Memory‹ (Penguin Books, India 1998)
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Gautam Rajadhyaksha

Fotos im Innenteil: Privatbesitz der Autorin

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Berling 9,75/12,75'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24673-6

*Für den Gott Ganesha,
vor dem man keine Geheimnisse haben kann,
und
für meine geliebte Familie,
vor der ich immer noch einige habe.*

 *Inhaltsverzeichnis* 

Prolog	9
Ein Blick zurück	21
Auf dem Laufsteg	49
Von der Leine gelassen	104
Pionierarbeit	123
Stars und Sternchen	183
Im gemachten Nest	230
Alleinflug	241
Namedropping	264
Ich schreibe drauflos	343
Es geht vorwärts	368
Bewegliche Bilder	454
Jetzt wird's persönlich	469
Mir geht's prima	537
Bestandsaufnahme	558
Epilog	609

❧ Prolog ❧

Ein Anruf am späten Abend. Anfang 1997.

»Ich finde, du solltest jetzt deine Autobiographie schreiben, da du demnächst fünfzig wirst.«

Das sagt David Davidar.

»Ich bin mir nicht sicher. Ich glaube nicht, dass es der richtige Zeitpunkt ist.«

Das sage ich.

»Es gibt keinen richtigen oder falschen Zeitpunkt, um sein Leben aufs Spiel zu setzen.« David.

»Ach nein?« Ich.

Ich dachte, die Leute schrieben ihre Memoiren erst mit siebzig. Eine schöne runde Zahl. Siebzig. Dann hast du alles hinter dir. Die guten Zeiten und die schlechten. Du willst dein Leben aufzeichnen, bevor die Erinnerung daran verblasst.

Es gibt auch Leute, die mit zwanzig ihre Memoiren schreiben. Auch das ist eine schöne runde Zahl. Zwanzig. Alles liegt noch vor dir. Das Gute und das Schlechte. Du kannst es nicht erwarten, alles niederzuschreiben, bevor das eigentliche Leben an dir vorbeirast und dir Erinnerungen überflüssig erscheinen.

»Fünfzig ist nichts Halbes und nichts Ganzes«, sage ich zögernd. »Ich weiß nicht recht. Fünfzig ist so . . . nichtssagend und langweilig. Ich hasse halbe Sachen.«

»Sieh mal, ich finde, du solltest es tun. Jetzt.« David.

»Ich habe Angst davor.« Ich.

»Das ist doch klar. Es ist für jeden Menschen auf Erden die furchterregendste Erfahrung. Den Leuten graut bei dem Gedanken, über sich selbst zu schreiben. Sie finden alle erdenklichen Ausreden. Sie lügen. Sie erfinden Dinge dazu. Sie lassen Dinge weg. Oder schmücken sie aus.« David.

»Ich weiß. Und gerade deshalb will ich es nicht tun.« Ich.

»Stell es dir vor wie eine Zeitungskolumne. Eine ganz, ganz lange. Das ist dein Leben in den letzten fünfundzwanzig Jahren gewesen. Eine endlose Zeitungskolumne.« David.

War es das? Sonst nichts? Eine Kolumne?

Vielleicht.

Und dann fing ich an nachzudenken. Fünfzig. Seltsam, ich empfand es nicht so. Fünfzig. In diesem Wort lag eine solche Endgültigkeit. Fünfzig. Zeit für eine Bestandsaufnahme. Fünfzig. Zeit für einen Rückblick, für Rückblenden. Fünfzig. Igitt. Fünfzig. Wow. Ich wiederholte die Zahl, fünfzigmal sagte ich sie mir vor. Ich musste sie erst mal auf mich wirken lassen. Die Zahl musste mir begreiflich werden. Sich mir einprägen. Das Gefühl, fünfzig zu werden, musste sich in mir festsetzen. Würde ich wirklich wenige Monate nach diesem Telefonanruf fünfzig werden? Und wollte ich dieses verdammte Buch schreiben?

Vermutlich ja.

»Bitte, geh weg«, flehte ich das ungeschriebene Manuskript selbst dann noch an, als ich mich bereits darauf vorbereitete, es zu schreiben.

»Lasst mich in Ruhe«, bettelte ich, als Bilder mich bestürmten und in meinem Kopf explodierten.

Ich wusste, wohin das führt.

Ich bereitete mich darauf vor, mich in ein Monster zu verwandeln. Es würde in dem Moment passieren, in dem ich meinen genormten Schreibblock zur Hand nahm, das Datum auf die erste Seite kritzelte, ein kurzes gemurmertes Gebet an »Ganesha« richtete und die ersten Worte schrieb. Etwas Grässliches würde mir zustoßen. So war es immer. Für das nächste Jahr würde ich zu einer unerträglichen Person werden.

Für eine Frau ist ein Buch, das im Werden begriffen ist, wie ein heimlicher Liebhaber, den sie vor ihrer Familie verbergen muss. Sie raubt sich Zeit, um zu ihm zurückzukehren. Sie träumt von ihm. Sie schwelgt in ihm. Sie phantasiert über ihn. Sie hat ein schlechtes Gewissen und kann niemanden in dieses Geheimnis einweihen. Auch Bedauern spielt mit hinein – von

einem Buch kann man sich nicht lieben lassen, man kann auch nicht mit ihm reden. Und doch erfüllt sie der geheime Schauer einer jeden Begegnung mit Glücksgefühlen. Sie ist high. Das Buch gibt ihr das Gefühl, begehrenswert, sexy, wunderschön und interessant zu sein. Das ist besser als der beste Sex.

Sommer 1997. Ich wusste, dass ich kurz davor stand, mich wieder ins Schreiben zu stürzen. Der kritische Zeitpunkt nahte schnell. Ich wusste, dass mir jede Störung verhasst sein würde – Ausflüge mit der Familie, Besucher, Telefonanrufe, gesellschaftliche Verpflichtungen, Schulausflüge, Einkaufsbummel, Fernsehprogramme, Bücher, Zeitschriften –, alles, was meine Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchte.

Das Schlimmste am Schreiben, ganz gleich, ob es Memoiren sind oder ein pikanter Roman, ist, dass man die Erfahrung mit niemandem teilen kann. Manchmal kann man sich höllisch einsam fühlen. Derart von allem abgeschnitten, dass man sich selbst fragt, warum man sich so streng bestraft. Und wofür eigentlich? Es muss doch bessere Möglichkeiten geben.

Ich weiß nicht, wie sich das Schreiben auf andere auswirkt, aber ich werde zu einer geradezu besessenen und auf irritierende Weise geistesabwesenden Person. Ich verübele anderen jede Sekunde, die sie mir von meinem Ritual abknapsen. Meine gesamte Existenz wird vom Akt des Schreibens in Anspruch genommen. Es kommt ein Punkt, an dem sich der Druck physisch äußert, nicht mehr nur psychisch. Ein unerträglicher Schmerz strahlt durch meinen ganzen Körper. Der Verstand beginnt zu rasen, und die Finger können nicht mehr mithalten. Das verursacht weitere Frustrationen. Ein Gefühl von Verzweiflung und Unaufschiebbarkeit beherrscht jede wache Minute. Ich kann mich auf nichts mehr konzentrieren, noch nicht einmal auf wichtige Gespräche. So viel Konzentration geht nicht spurlos an einem vorüber.

Es fällt schwer, sich mit häuslichen Lappalien zu beschäftigen, während man sich danach verzehrt, die Seiten zu schreiben, die man wegen der vierteljährlich anstehenden Schädlingsbekämpfung oder eines ungünstig gelegenen Treffens des Eltern-Lehrer-Verbandes im Stich lassen musste. Noch schwerer ist

es, Interesse an familiären Angelegenheiten zu heucheln, an dem gewohnten Geschwätz eines Partners oder dem Plappern eines Kindes, während man sich danach sehnt, endlich weiterschreiben zu können.

Familienmitglieder klagen über Vernachlässigung, und Freunde, die in den ersten Monaten verständnisvoll und mitfühlend sind, gehen auf Distanz und wenden sich anderen zu, die mehr Zeit und Interesse haben. Ich erkenne die Notwendigkeit, einen Gang zurückzuschalten, aber es ist unmöglich, langsamer zu treten oder anzuhalten. Ein Tag ist nur noch dann »gut«, wenn mir das Schreiben locker von der Hand geht. Eine gewisse »Leichtigkeit des Seins« gewinnt die Oberhand. Ein Tag ist dann »schlecht«, wenn der natürliche Rhythmus aus dem Lot gerät. Dann versinkt man in Trostlosigkeit. Es ist schlimmer, viel schlimmer als die schlimmsten Menstruationskrämpfe. Die Seele krümmt sich vor Schmerz, und es gibt keine andere Linderung als die nächste Runde produktiven Schreibens... aber man weiß nicht, wann es dazu kommen wird – am selben Abend, am nächsten Morgen, eine Woche später, vielleicht sogar erst in zwei Monaten.

Während der Olympischen Winterspiele im Februar 1998 sah ich den einzigen indischen Teilnehmer Shiva Keshavan, wie er sich auf die Fahrt mit dem Rennschlitten vorbereitete, seine Disziplin. Als er auf dem Rücken die schmale vereiste Bahn runterbretterte, sagte ich mir: »Mein Gott, das bin ich. Ich bewege mich so schnell voran, dass alles, was jetzt passiert, sich meiner Kontrolle entzieht.«

Da gab es nur noch eines: sich zurücklehnen und die Fahrt genüsslich auskosten.

David hatte Recht. Jedenfalls teilweise.

Es war keine leichte Aufgabe, »Wie die Erinnerung es will« zu schreiben. Aber so hart war es nun auch wieder nicht.

Als ich erst einmal den Einstieg gefunden hatte, hat es mir sogar ziemlich großen Spaß gemacht. Ich schrieb. Unmengen. Ja. Ohne Notizen. Ohne exakte Zeitangaben. Ohne Gedächtnishilfen. Ohne Tagebücher. Ohne Zeitungsausschnitte. Ich ha-

be noch nicht einmal ein besonders gutes Gedächtnis. Nichts weiter als unzählige Echos und Bilder in meinem Kopf. Vorwiegend farbenfroh, im Allgemeinen angenehm. Am Ende war es gar nicht so schlimm, zurückzublicken, aber es könnte auch sein, dass meine veränderte Sicht auf die Dinge eine Menge damit zu tun hatte, dass ich demnächst fünfzig werden würde. Mit fünfzig steht nichts auf dem Spiel. Nichts und niemand ist so wahnsinnig wichtig, noch nicht einmal alte Feindschaften. Die Feindschaft als solche wird verwässert. Gehässigkeit verschwindet. Koexistenz wird zum Schlüsselwort. Die Intensität, mit der andere dich in Mitleidenschaft ziehen können, lässt nach.

Mit fünfzig steckt man zurück, stutzt das Unwesentliche und beginnt auszusieben. Davids Worte kamen mir immer wieder in den Sinn. »Du besitzt die Fähigkeit, dieses eine Merkmal herauszugreifen, das eine Person ausmacht, und es in Bernstein einzuschließen. Nutze diese Fähigkeit. Nutze sie, und schon hast du dein Buch.« Vielleicht. Doch sowie ich begonnen hatte, war das, was zählte, nicht mehr das Schicksal des Buches, sondern der Prozess des Schreibens. Wie alles andere schrieb ich meine veränderte Denkweise der Aussicht zu, demnächst fünfzig zu werden.

Als mein Vater beschloss, zur Feier dieses Ereignisses bei sich zu Hause eine Satya-Narayan-Puja zu veranstalten, die Glück und Frieden für die Familie bringen soll, erklärte ich mich ohne besondere Gefühlsregungen mit seinem Vorhaben einverstanden. Dasselbe hatte er bereits für meine älteren Schwestern Mandakini und Kunda zu ihrem fünfzigsten Geburtstag getan, dann den fünfzigsten Geburtstag meines Bruders übersprungen, da er Ashoks Einstellung zu Pujas im Allgemeinen akzeptierte – mein Bruder sieht sie als reine Vergeudung an –, und jetzt organisierte er mit Begeisterung die letzte solche Puja für sein jüngstes Kind.

Als mein Mann und ich unsere Plätze vor dem helläugigen, hellhäutigen Brahmanen mit der entblößten Brust einnahmen, mein Mann in einem seidenen Dhoti und ich in einem traditionellen, acht Meter langen Paithani-Sari, war ich in Gedanken nicht bei den Shlokas, die der Geistliche kurz darauf mit mono-

toner Stimme vortragen würde, und auch nicht bei dem ausgefeilten Festmahl mit Speisen aus Maharashtra, das darauf folgen würde. Ich dachte zerstreut an viel profanere Dinge – die Kolumne, die ich am nächsten Tag zu schreiben hatte, die Kleidungsstücke, die aus der Reinigung geholt werden mussten, die neuen Turnschuhe für meine Tochter Arundhati, die ich ihr noch vor dem Schulanfang nach den Ferien versprochen hatte. Es war schwierig, sich auf das zu konzentrieren, was für mich nichts weiter war als unverständliches Kauderwelsch. Aber allmählich begann ich die Details am Rande dieser Puja wahrzunehmen, die langwierige Planung und all die Gedanken, die darauf verwendet worden waren, diesen Abend verheißungsvoll zu gestalten, und ich bemerkte auch den Stolz, mit dem mein Vater, der erstmals ohne meine Mutter an seiner Seite als alleiniger Gastgeber bei einem religiösen Zeremoniell auftrat, dafür gesorgt hatte, dass sämtliche silbernen Ritualgefäße herausgeholt, auf Hochglanz poliert und wunderschön um den kompakten Schrein herum aufgestellt wurden, der eigens für diesen Anlass geschaffen worden war. Ich sah die grenzenlose Hingabe, mit der meine Schwester Kunda für unsere verstorbene Mutter einsprang und alles genau überwachte.

In einem prächtigen Kanjeevaram-Sari war Kunda instinktiv und mühelos in die frei gewordene Rolle geschlüpft, und einoder zweimal glaubte ich, wenn ich einen flüchtigen Blick auf ihren purpurnen Sari warf, während sie eilig ein und aus ging, meine Mutter zu sehen – »Aie«, wie wir sie nannten. Nicht eine Tochter, die ihr ähnelte, sondern Mutter persönlich. Ich nahm Aies unverwechselbare Anwesenheit wahr. Allmählich merzte mein Verstand die Banalitäten aus, die sich dort drängten, und begann, sich auf die Legenden zu konzentrieren, die der Priester vortrug. Es spielte keine Rolle mehr, dass seine Worte mir nichts bedeuteten. Ich sah die frischen Blumen an, die Lotosblüten und Rosen, die zu kleinen Pyramiden aufgehäuften Tulsiblätter, die schimmernden Schalen und Öllampen und das winzige Krishna-Figürchen. Ich atmete den zarten Duft von Sandelholz ein, den schärferen des Kampfers, den Geruch von frischem Pra-

sad, der aus der Küche hereinwehte, und die Puja wurde Teil eines Ganzen. Ich schloss die Augen. Ich dachte an den Anruf meines Vaters vor einem Monat – unterdrückte Aufregung in seiner Stimme, ein seltsames Gefühl von Unaufschiebbarkeit, von Heimlichtuerei.

»Meine Liebe . . . kannst du heute zu mir kommen?«

»Gibt es etwas Dringendes?« Ich war ein wenig gereizt über die Störung. Mal wieder das Buch.

»Ja.«

»Aber . . . was denn? Kann das nicht warten? Ich muss meinen Abgabetermin einhalten. Ich schreibe.«

»Nur eine halbe Stunde. Fünfzehn Minuten. Das ist alles.«

»Okay, ich komme um die Mittagszeit.«

Gegen zwei läutete das Telefon.

»Du bist noch nicht da.«

»Tut mir leid. Ich war total in die Arbeit vertieft. Ich komme später.«

»Du hast gesagt, du kommst um die Mittagszeit.«

»Ich weiß. Es tut mir wirklich leid. Um fünf bin ich da.«

»Nein, das kommt mir nicht gelegen. Warum nicht jetzt?«

»Worum geht es denn?«

»Das kann ich dir am Telefon nicht sagen.«

»Tja . . . also gut. In zehn Minuten bin ich bei dir.«

»Enttäusche mich bloß nicht. Und komm nicht zu spät.«

»Nein, ganz bestimmt nicht.«

Ich betrat seine ordentliche, helle Wohnung. Er stand an der Tür, nahm mich am Ellbogen und führte mich in sein Schlafzimmer.

»Setz dich.« Er deutete auf den Besucherstuhl. »Ich möchte dir heute das Geschenk zu deinem fünfzigsten Geburtstag überreichen.« Er ging zu seinem Schrank, der Almirah aus Stahl, nicht der hölzernen.

»Oh nein, Baba. Ich will es jetzt noch nicht. Bitte gib es mir erst an meinem Geburtstag.«

Er drehte sich um. »Ich möchte, dass du es bekommst. Heute. Jetzt sofort. Ich habe meinen Entschluss gefasst.«

»Aber warum?«

»Für den Fall . . . für den Fall . . . dass mir etwas zustößt, würde ich nicht wollen, dass dieses Geschenk herumliegt und niemand es für sich beansprucht. Es wäre mir nicht lieb, wenn es deshalb zu Verwirrung oder Peinlichkeiten käme. Ich habe es für dich gekauft. Es hat eine ganz besondere Bedeutung. Dieses Jahr vollendet Indien seine ersten fünfzig Jahre, und du startest in deine nächsten fünfzig. Wenn du siehst, was ich für dich habe, wirst du meinen Grund dafür verstehen, es dir in dieser Form zu überreichen.«

»Bitte, Baba. Ich möchte nicht, dass du es mir jetzt schon gibst. Und sprich nicht einmal aus, dass dir etwas zustoßen könnte. Das wird nicht geschehen. Du wirst hier sein, und wir werden gemeinsam feiern.«

»Ich bin neunzig Jahre alt. Es wäre töricht zu behaupten, dass mir nichts zustoßen wird. Vielleicht kommt es ja nicht dazu. Aber falls ich aus irgendeinem Grunde nicht mehr da sein sollte, wird dieses Geschenk seinen Zauber verlieren. Du bist in einem freien Indien geboren. Du wirst nicht wissen, was dieser Moment der Freiheit Menschen meiner Generation bedeutet hat. Also streite nicht mit mir. Nimm es. Und bewahre es sicher auf.«

Er öffnete den Schrank.

Ich protestierte weiterhin. »Sieh mal, falls du dir tatsächlich Sorgen um deine Gesundheit machst, dann versieh das Geschenk doch mit einer Nachricht.«

Er hörte mir nicht zu.

Er holte einen dünnen Umschlag aus handgeschöpftem Papier hervor. Ich erkannte seine wunderschöne Handschrift darauf. Er reichte ihn mir und fragte schelmisch: »Kannst du erraten, was drin ist?«

Ich ließ meine Finger behutsam über den Umschlag gleiten. Darin befand sich ein ziemlich harter Gegenstand.

»Gibst du auf?«, fragte er mit einem verschmitzten Lächeln.

»Ich gebe auf«, gestand ich.

Er nahm den Umschlag wieder an sich, öffnete ihn behutsam und zog einen kleinen, sorgsam verpackten Gegenstand heraus,

den er mir reichte. Er stammte aus der Prägestätte der indischen Regierung. Eine goldene Gedenkmünze anlässlich der Unabhängigkeit vor fünfzig Jahren. Wunderschön. Und so passend.

»Reinstes Gold. Vierundzwanzig Karat. Sieh nur. Lies. Das Echtheitszertifikat liegt bei. Es war gar nicht so leicht, da ranzukommen. Ich musste es über mehrere verschiedene Quellen versuchen. Die Nachfrage ist groß. Eines Tages wird es ein gesuchtes Sammlerstück sein«, erklärte mein Vater stolz.

Ich nahm die Münze aus ihrer Verpackung und starrte sie lange Zeit an. Auf meiner Handfläche sah sie aus wie eine Sonne in Miniaturgröße. Dieses Geschenk rührte mich so sehr, dass ich kein Wort herausbrachte. Die Münze war wirklich vollendet, sogar in der Ausführung. Zur Abwechslung hatte die Designabteilung der Regierung mal nichts verpatzt. Die Münze hatte nichts Protziges an sich. Und über den Einfallsreichtum meines Vaters konnte ich nur staunen. Ein anderer Mann hätte seiner Tochter vielleicht einen Geldbetrag überreicht und gesagt: »Kauf dir was Schönes.« Aber stattdessen saßen wir jetzt da und erlebten gemeinsam einen tief bewegenden Moment, und mir fiel nichts ein, was ich dazu sagen konnte, noch nicht einmal: »Danke.« Wir bewunderten die makellose Ausführung und drehten die Münze mehrfach in unseren Händen um.

Ich stellte mir meine Mutter an meiner Seite vor. Es war ganz und gar »ihr« Zimmer. Überall waren ihre Spuren noch zu sehen: ihr Handspiegel, ihre Frisierkommode, ihre Kosmetikartikel, der Handtuchhalter, über dem Saris hingen, die sie nur zu Hause trug. Schließlich bückte ich mich und berührte Vaters Füße. Wir umarmten einander nicht. Die frühere Unbeholfenheit war immer noch da. »Gott segne dich, meine Liebe«, sagte er. Und seine Stimme stockte vor Rührung.

Und dann nahmen wir aus reiner Verlegenheit unsere »normalen« Gespräche wieder auf, über die Chancen in der Kongresspartei in den Wahlen, warum die United-Front-Regierung zusammenbrach und wie der Inder Gujral etwas hätte verändern können, es aber nicht getan hatte.

Ich steckte den Umschlag in meine Handtasche.

»Pass gut darauf auf«, sagte mein Vater, wie er es zahllose Male gesagt haben musste, als ich noch ein Kind war. Auch der Tonfall war genau derselbe. Und auch ich benahm mich wie eine Jugendliche und nickte gehorsam, während mir Baba seine Anweisungen erteilte.

Jetzt war es an der Zeit, zu gehen und in mein eigenes Zuhause zurückzukehren. In diesem Moment befahl mich ein vertrautes Gefühl von Verwirrung. Mein Zuhause? War nicht dies hier, das Zuhause meines Vaters, auch mein Zuhause? Mindestens so sehr wie das, in dem ich heute lebte? Oder jedenfalls genauso sehr? Auf dem Heimweg war ich ein wenig durcheinander. Mich bestürzte vor allem die Eindringlichkeit seiner Geste. Die Vorstellung, dass er das Gefühl gehabt hatte, er könnte an meinem fünfzigsten Geburtstag, der doch so dicht bevorstand, nicht mehr da sein . . . Zum ersten Mal wurde ich mir wirklich und wahrhaftig meiner eigenen Sterblichkeit bewusst. Sterben hatte bisher noch nie in meinem Terminkalender gestanden. Mein Vater hatte seiner Sorge Ausdruck verliehen, an meinem Geburtstag möglicherweise nicht mehr da zu sein. Wie konnte ich sicher sein, dass ich selbst bis dahin überhaupt noch da sein würde? Ich konnte Kundas Worte hören: »Sei nicht so morbid.« War es morbid, die eigene Sterblichkeit in Betracht zu ziehen? Mit fünfzig? Ganz bestimmt nicht. Ich hatte einen Wendepunkt erreicht.

Ich schreckte auf und kehrte mit einem Ruck in die Gegenwart zurück. Das religiöse Zeremoniell ging seinem Ende entgegen.

Auf dem Heimweg schweiften meine Gedanken zu jenem Tag zurück, an dem ich zum ersten Mal über den Tod nachgedacht hatte. Ganz gleich, ob das Buch dafür verantwortlich war oder nicht – das Schreiben hatte mich abrupt innehalten und auf Bereiche meines Lebens zurückblicken lassen, die ich fast vergessen hatte. Ich war so vollauf damit beschäftigt gewesen, in der Gegenwart zu leben, dass die Vergangenheit so gut wie ausgelöscht gewesen war. Ich hatte keine Zeit dafür gehabt. Kein echtes Interesse daran. Ich hatte konsequent nach vorn geblickt.

Ich erreichte meine Fünziger in heller Aufregung, von einer Woge mitgerissen, die mich immer noch mit halsbrecherischer Geschwindigkeit meinem Morgen und Übermorgen entgegenschleuderte. Fünfzig. Etwas ganz anderes als vierzig. Aber ich war immer noch dasselbe entschlossene kleine Mädchen, das an den Startblöcken kauerte und darauf wartete, den scharfen Knall des Schusses aus der Pistole des Schiedsrichters vor meiner liebsten Disziplin zu hören – dem Hundertmeterlauf.

Ich fürchtete mich nicht. Überhaupt nicht. Ich hatte ja auch erst kürzlich meine jahrzehntelange Angst vor der Dunkelheit überwunden und brauchte kein Nachtlicht mehr im Zimmer. Ich fühlte mich bereit für die restliche Strecke. Ich war gewillt, mein Bestes zu geben, ohne Sorge darüber, wie ich abschnitt. Die Siegertribüne hatte ihre Bedeutung für mich verloren. Früher wünschte ich mir inbrünstig, dort zu stehen, und zwar nur auf einem der drei Plätze, dem ersten. Das gelang mir häufig. Die Spitze, tröstlich, behaglich und ach so vertraut. Ich war verwöhnt gewesen. Ich hatte begonnen zu glauben, das sei der einzig richtige Platz für mich. Töricht, eitel, arrogant. Es spielte keine Rolle mehr. Was mich dazu brachte, das einzusehen, war nicht etwa Resignation oder Ermattung. Es war eher eine Form von lustvoller Bejahung.

Nie hatte ich mich wohler in meiner Haut gefühlt, nie so behaglich, nie so ausgeglichen. Wo waren sie geblieben, die Rastlosigkeit, die Ungeduld, die Gereiztheit? Sie schwanden rapide. Sogar so rasch, dass mir etwas sonderbar dabei zumute war. Ich geriet in Panik. Aber nur ein klein wenig. Bald würde ich nicht mehr in der Lage sein, mich selbst zu erkennen. Bald würden Menschen, die mich früher einmal gekannt hatten, sagen: »Wer ist denn diese Frau? Kennen wir sie? Wollen wir sie überhaupt kennen?« Und dann würde ich diese grässlichen Worte zu hören bekommen, die hinter meinem Rücken geflüstert oder mir liebenswürdig ins Gesicht gesagt würden: »Weißt du was? Du bist milder geworden. Doch, wirklich. Glaub mir. Wie nett du heute bist.«

»Nett? Nein, überhaupt nicht«, würde ich giftig zurückgeben.

Nett? Wer will schon nett sein? Ich bin nicht »nett«, ihr dumpfen Hennen. Und milder bin ich auch nicht geworden. Lediglich älter. Mit fünfzig kann ich keine freche Göre mehr sein. Das wäre obszön. Zum Glück sind ein paar Reste dieser anderen Frau noch intakt.

Ich stellte fest, dass ich die Schultern straffte, mein Kinn vorreckte und dachte: »Na und? Ich habe mich verändert. Das steht mir zu. Diejenigen, die mein vertrautes Ich suchen, werden sich eben mit diesem hier begnügen müssen, ob es ihnen passt oder nicht. Denn dieses Ich ist das, was auf Dauer bleiben wird. Und es macht mir, offen gesagt, großen Spaß, diese Person zu sein.«

›Wie die Erinnerung es will‹ hat mich, von allem anderen mal abgesehen, bei der Verwandlung unterstützt und ermutigt. Den Prozess mit einem Kickstart in Gang gesetzt. Mich gezwungen, über meine Schulter zu blicken. Zurückzublicken, auszusieben, abzulegen, zu bekräftigen, zu bewerten und neu zu bewerten, mich zu arrangieren, einzusehen und zu akzeptieren – in allererster Linie zu akzeptieren. Es war nicht einfach. Überhaupt nicht. Aber nachdem ich diese Erfahrung verkräftet habe, fühle ich mich viel stärker. Es war nicht so schmerzhaft, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich habe nicht »gelitten«. Was mir lieb und teuer bleiben wird, ist, wie belebend es war, sich gezwungenermaßen zu erinnern. Ich war derart in die Gegenwart vertieft, dass ich den Kontakt zu meiner eigenen Vergangenheit verloren hatte. Das Buch hat als Vorwand, Alibi und Ansporn gedient. Es gab kein Entrinnen.

Die Verwandlung ist noch nicht abgeschlossen. Aber das Buch ist es. Jedenfalls ein Teil davon. Wie jede abgebrühte Verschwörerin kann ich eine kleine Stimme aus seinen Seiten sagen hören: »Du glaubst, du hast es geschafft? Du glaubst wirklich, das war es? Glaubst du tatsächlich, du kämest so leicht davon? Nie im Leben. Nicht so rasch, De, nicht so rasch. Erinnerst du dich noch an deine eigenen Worte: ›Auf diesem Weg keine Abkürzungen?‹« Ich erinnere mich. Leider.

Ich suche immer noch nach Zustimmung – eine alte Gewohnheit. Sehen Sie es mir nach.